DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samstag, 10. September 1932

Nummer 58

Reichtum der Heimat.

Skizze von Annemar Hinrichs-Hamburg.

Der Bauer Claus Harm ist alt geworden in seinem roten Haus mit dem Strohdach und den weißen Balken. Hans, der einzige Sohn, der ihm nach dem Kriege blieb, wurde immer ein wenig verzogen, als die Mutter noch lebte, und ist ein Querkopf. Nun aber hat er sich mit der Tochter des Bauern Jochen Klahm versprochen, die ein stilles und willensstarkes Mädchen ist und Klara heißt.

Hans liebt es mehr, mit seinem Boot Städter über den kleinen Fluß zu setzen, als im Obstland zu arbeiten. „Man macht sich da mehr dreckig, als es einbringt!" sagt er gern und geht stolz umher mit seinem schneeweißen Hemd.

Da kommt er doch eines Tages mit rotem Kopf nach Hause.

„Halloh, Vater, was arbeitest Du noch! Wir sind reich!"

„Doch Jung'", der Alte zieht bedachtsam an seiner Pfeife, „kein Taler schmeckt so gut wie der, für den man mit Schweiß bezahlt."

„Hier steht es: Die Erben des im Jahre 1843 nach Amerika ausgewanderten Peter Klüts mögen sich melden. Peter Klüts stammt aus Steinkirchen, Lühe, Deutschland, und hinterläßt als Teilhaber eines Chicagoer Schlachthauses über eine Million Dollar. Und Peter Klüts, Vater, ist doch der Vetter von Mutter!"

„Jung', Du spackst. Da sind noch die Klüts in Finkenwärder, welche in Nienstedten, und wer weiß, wer sich noch alles meldet!"

Klara ist herübergekommen, um die Kühe zu melken. Sie hat die Unterhaltung von der offenen Stalltür her angehört, geht auf Hans zu und legt ihm den Arm um die Schulter. „Wir haben doch genug zum Leben, Hans. Wollen wir nicht dafür dankbar sein?"

Unwirsch macht er sich los. „Ich fahre selbst nach Chicago. Wollen mal sehen, wer die Millionen kriegt und was Ihr dann sagt!" — —

Jene guten Freunde, die gern auf Kosten anderer einen Schnaps trinken, verschaffen Hans die Adresse eines Hamburger Geldmanns, der ihm zweitausend Mark vorstreckt und sich Sicherheit auf sein späteres Vatererbe geben läßt. Hans fährt hinaus in die Welt, um sich das Glück aus Amerika zu holen.

Er kommt nicht nach vier Wochen zurück. Die amerikanischen Behörden verlangen alle erdenklichen Papiere. Es liegen mehr als hundert Anmeldungen aus Deutschland vor, und alle, die Anspruch erheben, sind mit dem reichen Verblichenen verwandt. Hans hält den Kopf hoch, bis das Geld zuende geht, dann muß er doch schreiben. Soll der Vater den Sohn mittellos im fremden Land lassen? Er geht zur Sparkasse ...

Und wieder schwinden die Monate. Weihnachten kommt, und Klara sitzt allein bei dem Alten. Ihr Verlobter hat nicht einmal geschrieben. — —

— — Weiß legt sich der Blütenschleier über Deiche und Täler. Der Fremde starrt entzückt auf die Pracht und geht weiter ... Um diese Zeit haben die Obstbauern nicht viel zu tun. Vor dem alten Haus von Claus Harms deckt Klara, die jetzt viel bei dem Einsamen weilt, den Kaffeetisch in der Sonne. Der Lautsprecher ist ans Fenster gestellt und macht Musik. Was hat Leo, der Schäferhund? Er springt den Deich hinauf und an einem Manne hoch. Klara schreit auf „Hans!", und da kommt er schon und nimmt sie in die Arme. Den alten Vater küßte er auf die rauhe Backe, und dann bekommt er Kaffee und ein Stück Altenländer Puffer.

„Ihr hattet recht", erzählt er nachher, „es ist nichts mit der Dollarmillion. Ein Dutzend Leute ist nach drüben gefahren, wie ich. Einer hat sich schon erschossen, alle anderen sind in Haß und Streit geraten — und so leben sie drüben und laufen täglich in Chicago aufs Gericht, das noch Jahre brauchen wird, bis es sich entscheidet. Da bin ich also wieder, und Ihr könnt mich auslachen ..."

„Jung'", sagt der Vater, „Du warst gescheit, daß Du als erster eingesehen hast, wie sinnlos es ist, fremdem Geld, das man nicht kriegt, das verdiente eigene nachzuwerfen!"

„So faßt Du es auf, Alter? Ja, Ihr seid immer zu gut zu mir gewesen ... Nun hab' ich's in der Welt draußen lernen müssen: nichts ist schlimmer, als auf den Reichtum zu warten, und kein Stück Land ist so schön wie die Heimat! Ihre Erde ist fruchtbar. Klara hat auf mich gewartet und wird mein Weib. Kann ein Mensch noch reicher werden?"

★

Das Kreuz am Berner Paß.

Skizze von Clara Steckhan-Kassel.

Unter der Berner Paßhöhe steht das Kreuz. Mit innigem Blick streift die Frau das altersschwarze, zersplitterte Holz, das den Gekreuzigten trägt. Man müßte sich über die nur etwa zwölf Fuß breite Felsplatte hinausbeugen, wenn man die Namen der einst hier Abgestürzten auf der Tafel am Fuß des Kreuzes zu lesen begehrt. Der Mann entledigt sich des schweren Seiles, das ihnen über die Kluft geholfen hat, und wirft sich ruhebegehrend auf das Geröll.

„Vier Stunden ohne Aufenthalt geklettert, das macht uns so leicht keiner nach."

Das Echo kommt zögernd von der Frau: „Und nun Du oben bist, laß doch erst einmal die stille Stunde auf Dich wirken. Wie weit und schön ist die Welt! Vermeinst Du nicht auch Gottes Odem zu spüren, der aus der Ewigkeit über diese Höhen braust?"

„Verzeih, Maria, ich will Dich nicht kränken. Ruhe Dich aus und sammle Kraft für den Abstieg. Freue Dich, daß wir den Niederungen da unten für eine Weile durch eigene Kraft entgangen sind. Möge dies Zurhöhestreben symbolisch werden für unsere fernere, gemeinsame Arbeit!"

Die Frau läßt sich mit einem Seufzer nieder. „Sieh das Kreuz dort unten, es gemahnt, daß wir alle Kreuzträger auf Erden sind. Aber wo bliebe uns ein Lichtblick, wenn wir nicht Gottes Wunder im schlichten Gebet erfassen lernen?"

Der Mann macht eine Gebärde der Abwehr. „Maria, ich muß es Dir auch jetzt angesichts Deines Gefühlsüberschwanges sagen, daß für mich nur die eigene Kraft der Sinn des Lebens ist."

Stille wird die Frau und fühlt mit Trauer, wie das Wesen des Mannes, mit dem sie durch Jahre verbunden ist, ihr fremd blieb.

Da zerreißt plötzlich ein unterirdischer Donner den Frieden der Höhen. „Ein Sprengschuß in irgend einem Steinbruch", beruhigt der Mann die Zitternde. Doch ehe sie noch ein Wort zu antworten vermag, sieht sie die Felsplatte bersten, und während sie taumelnd und in gestammelten Gebeten um Schutz fleht, stürzt der Gefährte mit gellendem Schrei in die Tiefe. —

Schreckhaft wach arbeitet des Stürzenden Gehirn. Verzweifelt greifen die zerschundenen Arme nach einem Halt. Da schmettert er gegen ein Hindernis, das ihm zur Rettung vor dem Sturz in den Abgrund wird. Von der Wucht des Anpralles vergehen ihm fast die Sinne. Mit letzter Kraft klammert er sich an den Halt und erkennt plötzlich in jähem Entsetzen, daß er Auge in Auge mit dem Gekreuzigten am Marterpfahl über der Tiefe schwebt. Um die von rostigen Nägeln durchbohrten Arme des hölzernen Bildes krallen sich die blutenden Finger des Verunglückten, und er muß, um dem grauenhaften Schwindelgefühl vorzubeugen, seinen Kopf ganz dicht an das Christushaupt pressen. Ueber ihm rollen noch dann und wann Steine zu Tal. Unmerklich leise beginnt das Kreuz unter der schweren Last zu schwanken.

Kein Stein, der dem Fuß Halt böte, schroff steigen die Felsen bergan, und von drunten dröhnt noch das grausige Geräusch der niederbrechenden Steinmassen. Da entreißen sich dem Munde des Gequälten wilde Schreie. Hilfe begehrt er von dem Leben, und doch drängt sich ihm die furchtbare Erkenntnis auf, daß ihn der Tod erwartet. Gott mag wissen, wo Maria im Abgrund versunken ist. — Gott? Hat er nicht droben auf der Höhe über Gott gespottet? Schweiß perlt von des Mannes Stirn, während er sich wilder in das rissige Holz verkrallt. Seine von einer scharfen Steinkante verletzte Stirn schmerzt an qualvollen Gedanken.

„Warum ließest Du mich nicht sterben, Gekreuzigter? Warum spielst Du mit meinem Leben zwischen Himmel und Erde?" Doch — er selber klammerte sich ja mit verzweifelter Gewalt am Kreuze fest, er braucht sich ja nur fallen zu lassen, um nichts mehr denken zu müssen.

Aber der Wille zum Leben wächst in der bitteren Not. Von den wilden Bewegungen des Mannes beginnt das Kreuz stärker zu schwanken. — Maria, Du Zärtliche, Feine — was hat sie gesagt? Im schlichten Gebet fühlt man Gottes Nähe und seine Wunder werden allmächtig. Wenn man noch einmal beten könnte ... Und dann plötzlich bricht es wie ein heißer Quell von des Mannes Lippen, alle eitle Torheit fällt von ihm ab, er preßt sein wildschlagendes Herz an das Christusbild und stammelt jene hilflosen Kindergebete, die ihn einst noch die Mutter gelehrt hat — und erwartet in Demut das Ende. Doch plötzlich geht ein warmer Strom von dem kühlen Holze aus, der Mann fühlt, daß die Augen des Gekreuzigten von Tränen überfließen, daß ihn kraftvolle Arme umschlingen und ihn dicht und schützend an den Kreuzesstamm pressen ... Das ist das Wunder — das Wunder. — —

Nach schweren, bangen Fiebernächten gleiten des Mannes Gedanken wieder ins Leben zurück. Er hebt zitternd den Kopf. Der hölzerne Christus, der ihn beschützt hat, ist nicht mehr neben ihm, Maria streicht ihm zart das wirre Haar aus der Stirn. Und langsam leitet ihn die warme Frauenhand zwischen Bangen und Glückseligkeit hindurch zum stillen, frohen Lebensgang zurück. Vorsichtig, den Kranken nicht zu erschrecken, erzählt sie ihm von seiner Rettung. Wie sie sich nur noch taumelnd zu halten vermochte und ihn aus dem Abgrund tief unten schreien und stöhnen hörte. Daß ihr dann übermenschliche Kraft zugeströmt sei, die es ihr ermöglichte, an der Gegenseite den Abstieg zu wagen. Auf der Chattenhütte habe sie die Menschen mit Seilen, Werkzeugen und Tragbahre zum Paß emporgejagt. Man habe das Kreuz erst aus dem Boden reißen müssen, um den fast Leblosen aus der gefahrvollen Lage zu befreien. Seine letzte, gewaltige Predigt hat das Kreuz am Berner Paß gehalten, aber das Wunder der Rettung eines Menschen wirkt lebendiger im Volksmunde fort, als es jemals Menschenzungen zu künden vermöchten.

Drei Sprüche.

Von Frida Schanz.

Hat dein Herz ein Herz gefunden,
Ward dir Liebe zum Geschenk,
Sei des Glückes eingedenk,
Jeden Tag und alle Stunden.

*

Schlanker Halm, sich neigend, biegend,
Trotzt dem Sturm auf zartem Schaft.
Seele, sich in Hoffnung wiegend,
Trägt ihr Leid mit gleicher Kraft.

*

Das Wort des Gebers hat Gewicht und Wert.
Der Bittende macht leicht etwas verkehrt.
Geben will seinen lächelnden Verstand,
Will Geberseele, will die Geberhand.

Die List von Kunersdorf / Skizze von Kurt Müller-Müno

Von den Trettiner Höhen belferten ein paar Schüsse über die Ebene, schwerfällig verlor sich der Schall in den Niederungen der Oder. Fahnenjunker Ewald von Kley hielt sein Pferd an und lauschte in den Morgen. Langsam kam ein warmer und wolkenverhangener Tag herauf. „Wir sitzen schön in des Teufels Garküche", sagte der Junker und wandte sich seinem Burschen zu, der hinter ihm ritt. „Wenn wir über die Oder kommen, sind wir gerettet, Junker", sagte der andere — er war ein Bauerssohn aus dem Oderbruch und diente bei den Fritzischen Husaren. — „Weiß der Himmel, ob sie schon über den Fluß sind", knurrte von Kley in sich hinein und trieb sein Pferd wieder zu leichtem Trab an.

Es war am frühen Morgen des 13. August 1759, an jenem Tag, da Friedrichs Truppen nach der unglücklichen Schlacht von Kunersdorf zersprengt nordwärts drängten und der Weg nach Berlin den verbündeten Oesterreichern und Russen offen lag. Ewald von Kley, der am Tage zuvor auf Erkundigung ausgeritten, hatte keinen Anschluß an seine Truppe mehr gefunden. Das Getöse der Schlacht war dumpf zu ihm herübergedrungen, wenn er — fiebernd vor Ungewißheit und Ungeduld — auf abseitigen Feldwegen ritt, doch immer wieder zwangen ihn feindliche Uniformen in der Ferne zu weiteren Umwegen. Mit knirschenden Zähnen hörte er in einsamen Dörfern die Gerüchte, der König sei in der Schlacht gefallen. Da war er die ganze Nacht hindurch geritten. Mit grauendem Morgen endlich näherten sie sich der Oder.

Als sie schweigend durch die Felder ritten, ihren trüben Gedanken hingegeben, riß der Bursche plötzlich das Pferd seines Junkers zurück und deutete auf die Landstraße vor ihnen. Dort blitzten Farben im Dunst des Morgens auf, Pferdegetrappel wurde laut, Klirren von Waffen. „Oesterreicher!" rief der Junker, der die roten Hosen erkannte. Klaus Welk, der Bursche, wies schweigend mit dem Kopf auf ein kleines Gehöft, das abseits der Landstraße versteckt unter den Bäumen lag. In einer Minute hatten sie es erreicht.

Der Weg nach der Oder war ihnen verstellt. Ostwärts zurück wollten sie nicht. Also Sattelzeug herunter und in eine Streukiste, damit die Oesterreicher nicht gleich die preußischen Pferde erkannten. Die Gäule wurden auf die Weide hinausgejagt. Vielleicht konnte man sich bis zur Nacht im Hause verbergen, um dann zu Fuß weiterzukommen. Die Räume waren leer, die Bewohner vor den Truppen geflohen. Vom Boden des Gehöfts aus überblickten die beiden die Gegend und sahen, daß sie nicht unbemerkt bleiben würden. Die Hauptmacht des österreichischen Heeres wälzte sich auf der Landstraße oderwärts, jeden Augenblick konnten die Truppen an das Versteck kommen. „Hier können wir nicht bleiben", sagte von Kley und zuckte gleichzeitig mit den Achseln; denn es schien ausgeschlossen, unbemerkt weiterzukommen. Welk blickte sich in der Kammer um und schaute seinem Junker prüfend ins Gesicht. Dessen siebzehn Jahre hatten die Weichheit seines Jungensgesichts in den Unbilden des Krieges bewahrt, zu seinem eigenen Leidwesen, denn er war oft unter seinen Kameraden Gegenstand des Witzes darüber, daß sich noch nicht der leiseste Hauch des ersehnten Bärtchens zeigen wollte. „Milchbart", hatten sie ihn getauft. — „Wir werden es schaffen, Junker", sagte Welk und kniff listig die Augen zusammen; dabei wies er auf ein Bündel alter Kleider, das in der Ecke der Kammer lag, „aber wir müssen die Uniform ausziehen." Ohne die Antwort des Junkers abzuwarten, reichte der Bursche ein Frauenkleid herüber. „Was soll ich damit?" fragte der unwillig und runzelte die Stirn. „Anziehen, Herr Junker", antwortete Klaus Welk, „ein Mädel erweckt am wenigsten Verdacht, und Euch sieht man den Mann noch nicht an." Von Kley wollte aufbegehren, aber ihm schoß plötzlich ein Gedanke durchs Gehirn, der ihn packte. „Und wenn sie uns so fassen, hängen sie uns als Spione an den nächsten Baum", lachte er. — „Dazu müssen sie uns erst haben", sagte der Bauerssohn und begann schon, sich umzukleiden ...

Am Mittag dieses Tages tauchte im Hauptquartier des österreichischen Generals Laudon, das er in einem Dorf rechts der Oder aufgeschlagen hatte, eine Bauerndirne mit ihrem Bruder auf. Der Bursche trug, wie es in der dortigen Gegend üblich ist, auf dem Rücken einen großen Korb, in dem Würste, Eier und Schinken waren, und da sie sagten, einen Auftrag an Laudon persönlich zu haben, kamen sie unbehelligt durch die Truppen, denn der General hielt auf Manneszucht. Sie waren mit viel Fragen und Standhaftigkeit bis an seine Tür vorgedrungen und wurden dort von einem Adjutanten aufgehalten, den die Schildwache geholt hatte. Sie kämen im Auftrage ihrer Dorfgemeinde, sagten sie, dem siegreichen General ihre Huldigung darzubringen und als Zeichen der Ergebenheit das Wenige, was sie aus dem Ertrag ihrer Ställe geben könnten. Der Adjutant, erstaunt über diese ungewöhnliche Botschaft, wies sie ab; es sei unmöglich, General Laudon zu stören. Da aber das Mädchen schön bitten konnte, tröstete man es mit ein paar artigen Worten. Boten kamen und gingen, Stimmen im Zimmer des Generals wurden laut; manchmal wurde die Tür aufgerissen, dann drangen ein paar zusammenhängende Worte in den Vorraum. Und während das Mädchen mit dem Leutnant schön tat, der sich diese Abwechslung des Kriegslebens wohl gefallen ließ, erhaschte sie ein paar Worte von drinnen. Es war eine scharfe Stimme, die dies sagte, und die Worte waren wie der Hieb eines Husarensäbels: „General Saltykow, der Weg nach Berlin liegt frei vor uns. Wenn wir marschieren, sind wir in 24 Stunden in der Hauptstadt, und der Krieg ist aus —"

Eine tiefe Stimme antwortete darauf: „Ich habe bestimmte Weisungen aus Petersburg, General, zunächst die Oderlinie zu sichern."

„Wir sollen den Sieg aus der Hand geben? Friedrich wird nicht müßig sein. Heute sind seine Truppen zersprengt, in vierzehn Tagen haben wir ein neues Heer gegen uns."

Die tiefe Stimme lachte geringschätzig. „Das sind Gespenster, General Laudon. Friedrich wird kein neues Heer zusammenbekommen. Und wir reiten noch früh genug in Berlin ein."

Es wurde still im Zimmer. Das Bauernmädchen warf dem Adjutanten ein paar bittende Blicke zu. Höflich aber bestimmt wollte der Leutnant es aus dem Vorraum drängen. Da kam die scharfe Stimme wieder aus dem Zimmer: „Ist das Ihr letztes Wort, General Saltykow?"

„Ich habe meine Weisungen. Reiten Sie allein, wenn Sie wollen, General."

Die Tür wurde aufgerissen. Laudon, erregt und mit hochrotem Kopf, stand vor ihnen. Er blickte auf die seltsame Szene. „Was soll das?" Der Adjutant erklärte es mit ein paar Worten. Geschmeichelt lächelte der General. Man hatte ihn an seiner schwachen Stelle gepackt, an der Eitelkeit. „Es ist gut", sagte er leutselig. „Schreiben Sie den Leuten einen Geleitschein aus, daß sie nicht behelligt werden."

So kamen Fahnenjunker von Kley und sein Bursche in ihrer seltsamen Verkleidung mit einem Geleitschein von Laudon selbst durch die österreichischen Linien. In Lebus, wo sie die letzten Vorposten des Heeres erreichten, erfuhren sie, der König sei am Leben und sammle seine zersprengten Truppen um Küstrin. Sie beschafften sich Pferde und kamen noch am Abend in der Festung an. Friedrich hörte den Bericht des Fahnenjunkers über den Zwist der feindlichen Generäle schweigend an, dann wandte er sich zu von Kley und sagte: „Ich denke, wir werden es schaffen. Ihre Nachricht war mir sehr wichtig, Leutnant von Kley."

Der letzte Friedrichsdor.

Skizze von G. Wernecke-Dortmund.

Schon senkte sich die Abenddämmerung vom leichtbewölkten Himmel. Aus dem Talgrund stieg weißer Nebel auf. Nur die ältesten Buchen faßten mit hochgreifenden Armen letzten Glanz des sterbenden Tages.

„Es ist ein schöner, friedsamer Abend geworden", sagte Albrecht Friedrich Haller.

„Da haben der Herr Vetter recht", antwortete etwas spöttisch das Fräulein.

„Ja, friedsam in doppeltem Sinne, Fräulein Base, denn erstmals — —"

„Erstmals wird das Wetter nun friedlicher nach tagelangem Gewitter, Sturzregen und Hagelschlag. Ist es auf Eurer weiten Reise übrigens so gewesen, Karl Friedrich?"

„Albrecht Friedrich, gehorsamst zu bemerken. Ja, Adelgunde, vom märkischen Sand bis zum Osnabrückischen Land nichts als Reiseunsegen. Im Sande mahlen mit müden Rädern, im Sumpf versinken bis über die Achse, das gab die Abwechselungen der Reise. Aber nun war sie ja fast beendet, bis dieser glücklich-unglückliche Zufall ..."

„Lassen wir es gut sein, Karl Friedrich — —"

„Albrecht Friedrich, wenn ich bitten darf!"

„Lassen wir es gut sein, Albrecht Friedrich. Diesen schönen Abendspaziergang hätten wir nicht genossen ohne den Radbruch, und wen Nachtigallengeschmetter begrüßt, dem muß es ein glückliches Omen sein."

Leis schmachtend sah Albrecht Friedrich Haller, der entlassene friderizianische Feldintendant, das hübsche Fräulein Kusine an, das ihm so freundlich in Vertretung des erkrankten Oheims entgegen gefahren bis zum letzten Postwechsel, um dem Vetter Fehlfahrt und Umweg zu ersparen, denn der Wohnsitz war vor kurzem in die größere Nachbarstadt verlegt worden.

Das feine hannoversche Fräulein hatte sich den aus preußischen Diensten kommenden Vetter anders vorgestellt: forscher, freier, soldatischer. Aber nun unterhielt er sie seit zwei Stunden mit Oden und Liedern von Ramler, Uz und Hagedorn, mit Fabeln Gellerts. Und als der alte Postkarren kippte, hatte sie, nicht er, den Humor bei der Sache entdecken müssen.

Was er überhaupt wollte und wünschte und suchte? Damals, vor fünf Jahren, als er zu „Fritz" gegangen war, mochte Eifersucht im Spiel gewesen sein, aber völlig grundlose. Sie hatte Albrecht Friedrich immer gern gemocht. Aber er wollte es nie verstehen, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. Und auch bei den Preußen schien er es nicht gelernt zu haben.

Da, dieser Birkenpfad, so eng, daß man schon näher beieinander gehen könnte, und dieses Laub, so zartflüsternd, daß man schon von andern Dingen hätte plaudern können als von der Uebernahme einer Advokatur und sonstigem bürgerlichen Kram.

Der Vetter war sinnend stehen geblieben. Ueber das im Mondglanz leuchtende Ginsterfeld, aus dem einzelne junge Eichen emporstrebten, klangen wieder die schmelzenden, zuckenden, ziehenden Nachtigallentöne, so süß und stark, daß Fräulein Adelgunde unwillkürlich des Herrn Vetters Arm ergriff. Aber den rührte das nicht, er schien die preußische Zucht zu üben, jedenfalls murmelte er mit einem sorgenvollen Blick auf die Mondsichel: „Erstes Viertel um neun Uhr im Südwesten, Fräulein Base. Wir haben die Richtung verloren."

„So ändern wir sie, Herr Vetter", erklang es fast ungnädig.

Es ging nun rascher durchs Gehölz, durch schwarze Tannendickung, über eine Wiesenbreite. Getier raschelte. Verträumte Laute, gespenstische Schatten flogen vorüber, und die Landstraße ward erreicht. Stumm schritten die beiden.

Noch waren in Erinnerung banger Stunden aus kaum überstandenen Kriegsläuften strenge Vorschriften gültig für die Torwächter. Und da Albrecht Friedrichs Ausweise beim Gepäck in der verunglückten Postkutsche geblieben waren, gelang es weder in Ernst noch Scherz, den Alten zur Oeffnung des Stadttores zu bewegen. Der Schein seiner Laterne drang unter dem mächtigen Torflügel hervor, und im Rahmen des Guckfensterchens wuchs aus dem von grauen Bartstoppeln verzierten Wettergesicht ein trinkfroher Nasenknorpel, der im milden Mondlicht rosig glänzte. Dieser Anblick gab Albrecht Friedrich Mut zu froher Tat.

Aus der Tasche der langschößigen Weste holte er ein Goldstück hervor, betrachtete sinnend den aufgeprägten Kopf des großen Königs und ließ ihn noch einmal im Mondenschein glänzen. Dann bückte er sich tief und schob sorgsam den Friedrichsdor unter den Torspalt neben die Laterne des Wächters.

Das Antlitz mit Knorpel und Stoppeln verschwand, sodann das Geldstück, knarrend ging ein Pförtlein auf und ließ die beiden Wanderer ein.

Da geschah etwas so Rasches, Gewaltsames, daß Fräulein Adelgundes Herz einen Augenblick stoppte, um sodann fröhlich zwei-, dreimal zu stolpern und in frischeren, fröhlicheren Takt zu fallen als den ganzen schönen Abend her. Von Albrecht Friedrichs Hand kräftig geschoben, stand indessen der verdutzte Wächter draußen vor dem Tor, das Pförtlein aber ward zugeknallt und verriegelt. Adelgunde brach in ein himmlisches Gelächter aus.

Der Vetter öffnete das Guckfenster und sagte dem fauchenden Alten: „Ich bitte um Vergebung, Herr Torwächter. War's auch grob von mir, so ist es doch nicht böse gemeint. Laßt es als kleine Kriegslist gelten und kommt auf dieselbe Weise herein, wie ich hereingekommen bin."

Ein kurzer Kampf in dem Alten. Bald lag der gute Friedrichsdor wieder an seinem Platz neben der Laterne, bald steckte er in Albrecht Friedrichs Westentasche. Die Pforte ward entriegelt, der Wächter trat knurrend ein. Höflich grüßend, gehoben durch gelungene Tat, schritten Vetter und Base davon.

Adelgunde sah nun mit Stolz zu dem Vetter auf, er war also doch ein Mann, wie man ihn in solchen Zeiten brauchen konnte.

Ein paar Monate drauf hatte der kränkelnde Onkel die Advokatur Albrecht Friedrich übergeben, wieder ein paar Monate später war Adelgunde Frau Advokat Haller geworden.

Sie erzählte ihm bei passender Gelegenheit, daß er sein Glück dem Friedrichsdor verdanke, worauf er zu erwidern pflegte: „Er war mein letzter Sold vom Alten Fritz."

Das neue Gesicht.

Im Königlichen Krankenhaus in Liverpool konnte kürzlich nach mehr als einjähriger Arbeit ein medizinisches Wunderwerk vollendet werden. Dort war eines Tages ein Mann eingeliefert worden, der als verloren gelten durfte, hatte ihm doch eine Explosion fast alle Fleischteile vom Gesicht gerissen und ihn entsetzlich zugerichtet. Doch der Mann starb nicht. Er bewies einen ungewöhnlich starken Lebenswillen, und die Chirurgen des Krankenhauses versuchten alles, um ihn einigermaßen wiederherzustellen. Ihre Aufgabe schien freilich kaum durchführbar. Doch schrittweise wurde damit begonnen, dem Mann ein neues Gesicht zu geben. In mehr als dreißig Operationen nahm man ihm aus Armen, Rücken und Beinen Fleisch- und Hautteile fort und verpflanzte sie auf das Gesicht. So wurde stückweise ein neues Antlitz förmlich modelliert. Die schwierigste Operation gelang nun kürzlich: die Schaffung einer vollkommen neuen Nase. Der Mann wird voraussichtlich in einigen Wochen das Krankenhaus verlassen können, und nichts dürfte mehr an die furchtbaren Verletzungen durch die Explosion erinnern. Den Aussagen der Aerzte zufolge wird der Geheilte angenehmere Gesichtszüge haben als vor seiner Einlieferung.

Der Thunfisch als Zugtier.

Ein Engländer mit dem gerade nicht seltenen Namen Smith hatte kürzlich in der Nähe von Scarborough ein nicht alltägliches Abenteuer zu bestehen. Leidenschaftlicher Angler, wie so viele seiner gleichmütigen Landsleute, saß er draußen, ein paar Meilen von der Küste entfernt, in seinem Segelboot und fischte. Plötzlich riß ihn ein Ruck aus seiner Beschaulichkeit und beinahe über Bord. Irgend ein Riesenfisch mußte gebissen haben. Der Hungrige entpuppte sich auch bald als ein großer Thunfisch, ein in diesen Gewässern immerhin etwas seltener Gast. Und nun schien er nicht die geringste Lust zu haben, sich nach Scarborough einschleppen zu lassen. Im Gegenteil spannte sich das Tier vor das Segelboot und zog es wie ein Kinderspielzeug hinter sich her. Obwohl der Engländer oft genug Gefahr lief, aus dem Fahrzeug gerissen zu werden, hielt er die Angelrute umklammert und ließ sich schleppen. Die Jagd dauerte nicht weniger als sechs Stunden, und in dieser Zeit legte das Boot vierzig Kilometer zurück. Schließlich gab der völlig erschöpfte Fisch das Rennen auf und konnte von Smith nach Scarborough eingeschleppt werden. Der Fisch wog 721 Pfund.